



Foto: Marco Grob

«Ich will zum eigenen Kern vordringen»



«Es wurde meine Rolle»: Florian Schneider in «Jesus Christ Superstar» in der Inszenierung des Stadttheaters Ulm.



Wandelbar: Florian Schneider als Dr. Frank 'n' Furter in der «Rocky Horror Picture Show» – hier in einer Aufführung in Gelsenkirchen.

Er mag nicht schubladiert werden, sondern bezeichnet sich in all seiner Verwandlungsfähigkeit schlicht als Sänger. Florian Schneider kann sich künstlerische Vielseitigkeit erlauben, weil er als Musicaldarsteller genauso überzeugt wie als Interpret von Brecht-Texten oder von eigenen Liedern in der Sprache seiner Oberbaselbieter Heimat.

Florian Schneider, war Ihnen schon früh klar, dass Sie sich einem künstlerischen Beruf zuwenden würden?

Wenn ich während meiner Schulzeit singen oder rezitieren durfte, waren dies für mich grösste Glücksmomente – daran erinnere ich mich noch gut. Die Freude an der Rezitation verdanke ich meiner Mutter. Zur Welt ihrer Kindheit und Jugend hatten Balladen gehört wie etwa «Die Kraniche des Ibykus» oder «Des Sängers Fluch». Und so wurden denn an meinem Kinderbett und an dem meines Bruders keine Kasperlgeschichten vorgelesen, sondern deutsche Dichtung. Auch wenn wir vielleicht vom Inhalt wenig oder nichts mitbekamen, spürten wir doch den Rhythmus und den Klang der Texte.

Ihre Mutter stammte wohl aus einem hochgebildeten und feinsinnigen Elternhaus?

Durchaus nicht, sie war eine ganz normale Hausfrau. Aber sie war überaus lesefreudig und wurde zu ihrer Zeit auch weder von Radio noch Fernsehen abgelenkt. Vor wenigen Wochen ist sie gestorben. Während ihrer letzten Lebenswoche sass ich jeden Tag an ihrem Bett und las ihr aus unserem alten Balladenbuch vor. Ihre Liebe zur Literatur, die hat uns Mutter vererbt. Sie hat ein Schwungrad in Bewegung gebracht, das bis heute kreist. Mein Bruder ist Theaterwissenschaftler, Literatur- und Filmkritiker. Er widmet sich den Ausformungen der Sprache als Theoretiker – und ich setze sie als Praktiker um.

Dieses von der Mutter empfangene Erbe geben Sie nun an Ihre Tochter weiter?

Ich lese ihr schon auch Geschichten wie «Die kleine Hexe» vor, aber immer durchmischt mit anspruchsvollen Texten etwa von Hofmannsthal, Fontane oder Rilke. Genau wie ich seinerzeit lässt sie sich begeistern von Rhythmen und Klängen der deutschen Sprache. Am Bett der Grossmutter begann unsere Mina unaufgefordert den «Erkönig» aufzusagen. Die Augen der alten, gelähmten Frau leuchteten.

Wie fanden Sie den Weg zur Karriere als Sänger?

Als ich in Liestal das Seminar durchlief, hiess es, ich hätte engagiert gesungen, und mir wurden Gesangsstunden empfohlen. So erkannte man dann, dass der 19-Jährige eine Naturstimme besass, die sich für Klassik eignete – und von da an verlief die Entwicklung ganz direkt in Richtung Gesang.

Als lyrischer Tenor haben Sie in Opern und Operetten an den Stadttheatern von Lüneburg, Ulm und Bern gesungen. Wie hat sich der Wechsel zum Musical vollzogen?

In Ulm wurde mir die Rolle des Tony in der «West Side Story» angetragen. Ich fand, meine hohe Tenorstimme sei für diese Rolle nicht passend. Worauf der bei der Besprechung anwesende Regisseur meinte, «wenn der Junge nicht so tief singen will, können wir ja gleich «Jesus Christ» machen». Dieses Musical nun kannte ich in- und auswendig;



Fotos: zVg

Das «Phantom der Oper» war der Part, mit dem Florian Schneider schweizweit bekannt wurde. Noch heute wird er sogar im Alltag auf diese Rolle angesprochen.

Vielseitig – und trotzdem nie beliebig

Florian Schneider, geboren 1959, hat als Sänger erstaunlich viele verschiedene künstlerische Wege beschriftet. Er hat aber weder eine gesunde Bodenhaftung verloren noch hat er sich in eine spartenübergreifende Vielseitigkeit verirrt, die in Unverbindlichkeit abgleitet. Erfolgreich ist Schneider mit seiner «Agglo Music Project»-Band unterwegs; neu auf dem Markt ist die CD «Schwarz Bluet»: Kernige Countryballaden, Rock-, Pop- und Talking-Blues-Stücke im Oberbaselbieter Dialekt sorgen für eine spannungsvolle Mischung. Das Lied «Morgerot» mit dem energiegeladenen Refrain «Mach d Läden uf, die Nacht isch ändleg umme / I gseh am Horizont e Streife Morgerot» erklingt häufig am Radio. In nächster Zeit kommen auf den in Eptingen wohnhaften Künstler viele neue Herausforderungen zu: Vorgesehen ist eine Schweiztournee mit Agglo Music Project, 2009 wird Teil III des «Heidi»-Musicals zur Aufführung gelangen, und in Planung ist ein Musical über die Figur des legendären Nationalhelden Wilhelm Tell.

weht habe. Diese ständige Sorgfaltsmentalität geht mir ab, ich bin ein «Lebe-Mensch».

Und nicht gewillt, sich um der Kunst willen Askese aufzuerlegen?

Nahezu zehn Jahre bin ich diesem Leitbild gefolgt. Dann aber habe ich beschlossen, vor allem Partien zu singen, die mit einem grossen emotionalen Ausstoss verbunden und mit meiner Wesensart vereinbar sind. Ein Stück wie zum Beispiel das «Phantom» bietet viele stimmliche Reize. Ich nenne es Semi-Belcanto-Stil, wenn sich die klassische Stimme mit der Pop-Stimme vermischt. Es liegt genau die gleiche stilistische Differenziertheit vor wie bei einer Oper, aber die möglichen Bereiche einer Stimme werden breiter genutzt –

in der dritten Primarklasse hatte ich eine Platte bekommen. Ich erbat Bedenkzeit und fragte meinen Mentor in Zürich, ob es richtig sei, ins Fach des Rock-Tenors einzusteigen – neben klassischen Partien wie etwa dem Tamino in der «Zauberflöte». Mein Berater riet mir unbedingt zum Zugreifen. «Jesus Christ Superstar» wurde zum grössten Erfolg in der Geschichte des Ulmer Theaters, das übrigens Deutschlands ältestes bürgerliches Stadttheater ist. In einer einzigen Saison verkauften wir über fünfzig Vorstellungen, in der nächsten Saison hielt der Erfolg an – und ich trat in ganz Deutschland auf. «Jesus Christ» wurde *meine* Rolle.

Auch «Das Phantom der Oper» und «Dracula» haben Sie zum Musical-Star geformt. Hatten Sie nicht manchmal Heimweh nach Ihren klassischen Rollen?

Die Welt der Oper und der Opernsänger ist schön und faszinierend. Aber ich habe begriffen, dass meine eher nach Aufbruch, Freiheit und Rebellion strebende Mentalität sich nicht unbedingt gerne stilistischen Diktaten unterordnet. Jedenfalls habe ich in Rock-Stücken mehr sängerische Freiheit entdeckt, den Weg zu mehr Eigenständigkeit. Ich stellte fest, dass ich im Musical angstfrei singen und agieren kann – während ich auf der Opernbühne Angst und den sowohl von der Rolle als auch von berühmten sängerischen Vorbildern her lastenden Erwartungsdruck spürte. Heute arbeite ich praktisch nur noch bei Uraufführungen mit, die mir die Möglichkeit bieten, eine Rolle nach meinen Vorstellungen zu gestalten. Abgesehen davon war für mich auch all jenes beengend, was ich als die «Sportivität» des Berufs bezeichnen möchte.

Was meinen Sie damit?

Ich denke an die ständige Sorge um einen möglichst optimalen Gesundheitszustand. Als Tenor ist man in seiner Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt. Wird man am Abend zuvor in einer Beiz gesehen, wird das anderntags schon übel vermerkt. Oder es wird reklamiert, man sei ohne Schal gesehen worden, obwohl doch der Wind um den Hals ge-

von der forcierten Lautstärke bis hin zum ganz leisen Ton. Opernsänger wenden die Technik der halben Stimme als «Markierstimme» bei den Proben an. Diese Stimmelage hat aber in sich Klangqualitäten, die unglaublich vielfältig sind. In der Oper kann diese Technik nicht ausgeschöpft werden, denn dort ist der Sänger fast durchwegs gezwungen, mit seiner Lautstärke das Orchester zu übertönen.

Heute haben Sie Ihre künstlerische Ausrichtung gefunden?

Während einiger Jahre habe ich am einen Abend in der «Johannespassion» von Bach gesungen, am andern in «Jesus Christ Superstar», am dritten in der Strauss-Operette «Eine Nacht in Venedig» und am vierten Abend den Cassio in der Verdi-Oper «Othello» ... Das ist zwar machbar, aber schliesslich habe ich gemerkt, dass man sich mit solch einem Programm andauernd auf einer Art Achterbahn befindet und wieder Boden unter den Füßen bekommen muss.

Sie texten, komponieren und singen Lieder im Oberbaselbieter Dialekt. Wollen Sie Brachland beackern, weil im Vergleich zur Berner, Walliser oder Bündner Dialekt-szene sich im Baselbiet nicht sonderlich viel tut?

Ja, es fehlt hier die Liedtradition. Einer meiner Grossväter hat Lieder geschrieben, aber das waren militärische Marschlieder. Man kennt auch Lieder patriotischen Inhalts, jedoch keine erzählenden, balladesken Lieder. Ich singe übrigens im Reigoldswiler Dialekt, in der Sprache meiner Grosseitern, die man im Dorf doch da und dort noch unverfälscht spricht und die sich wunderbar für rhythmische Texte eignet. Spreche ich «Reigedswiler» Dialekt, bin ich eine Theater-Figur, die auch ganz eigene, neue Wörter erfinden kann.

Vielleicht wird Ihr «Evelin»-Song – «wär het eso Bei, wie keini eso zwei, umme s Evelin» – bald einmal so bekannt wie Mani Matters Lied vom Käthi, das so entzückend schielt?

Keine Ahnung, die Band und ich machen uns erst allmählich bekannt, und auf jeden Fall rechnet sich diese Leidenschaft wirtschaftlich noch überhaupt nicht. Darum gibt man mir auch gerne Ratschläge, ich solle so oder anders singen, mehr wie Polo Hofer oder Florian Ast – aber all das geht mir an der Rückenverlängerung vorbei, Ehrenwort, ich kanns kaum mehr hören. Ich will mir selber treu bleiben. Ich will zum eigenen Kern vordringen, die eigenen Songs singen und keinen Bückling vor dem Mainstream machen, so sehe ich das.

Meine Frau ermutigt mich auf meinem Weg und hat mich vor Entscheidungen schon gefragt, weshalb ich nicht das mache, was ich wirklich möchte. Ist man als Künstler in diesem Sinne wählerisch, hat dies selbstverständlich finanzielle Konsequenzen. Aber ich musste Kunst nie erleiden, sondern mir ist alles zugefallen. Mag sein, dass es richtig oder notwendig ist, dass man auch einmal ein wenig für die Kunst leidet. Allerdings habe ich überhaupt keinen Grund zum Jammern, es werden mir immer wieder wunderbare Hauptrollen angeboten.

In Ihrer neuen CD «Schwarz Bluet» begegnet man auch traurigen Liedern. Ihr «Örgelmaa», der vom «cholte, cholte Wind» erzählt, ist irgendwo dem «Leierkastenmann» aus dem Schubert-Zyklus «Winterreise» verwandt. Woher kommt dieser Hauch Melancholie?

Vielleicht hat er mit meiner Biografie zu tun? Vielleicht ist man ja ein «Örgeli-Fritz», der an der Kurbel dreht und dreht und dann weiterzieht, um erneut Musik zu machen, vor immer wechselndem Publikum. Der «Örgelmaa», der an der Strassenecke steht, macht im Grund genau das gleiche wie ein Künstler. Er unterhält die Leute, bekommt Geld dafür – und befindet sich am untersten Ende der Karriereleiter.

Diesen Sommer werden Sie im zweiten Teil des «Heidi»-Musicals wieder als Alp-Öhi auf der Seebühne in Walenstadt stehen. Kannten Sie Johanna Spyris «Heidi» schon vor dem Musical?

Ja. Als ich Gelegenheit hatte, mit der Johanna-Spyri-Forscherin Regine Schindler zu sprechen, habe ich sie gefragt, wie alt wohl der Alp-Öhi gewesen sei. Sie hat ihn zwischen 70 und 75 geschätzt, aber das kann nicht richtig sein. Wenn man das Buch genau liest, stellt man fest, dass er Mitte fünfzig gewesen sein dürfte. Auf den ersten drei Seiten der Heidi-Geschichte erfährt man viel über das Leben des Alp-Öhi, über den Kriegsdienst in Neapel, über den Tod seines Sohnes.

Sie wirken als Alp-Öhi genauso überzeugend wie als Seeräuber in einer Brecht-Ballade oder als Musical-Figur. Hat dies, abgesehen von Ihrer Begabung, damit zu tun, dass Sie als Persönlichkeit authentisch sind?

Bis zu einem gewissen Grad lässt sich das Handwerkliche, also die darstellerische Variationsbreite, erlernen. Was ich nicht leiden kann, ist diese «Mach dir einmal ein Gefühl vor»-Attitüde, die von der Regie vorgeschriebenen Gefühlsregungen. Es muss möglich sein, aus dem Augenblick heraus zu gestalten. Am einen Abend will die Seeräuberballade vielleicht herausgeschrien werden, ein andermal muss man sie fast flüsternd vortragen. Wer allerdings gedanklich nicht beim Text ist und ihn einfach ablieft, läuft Gefahr, dem Publikum etwas vorzumachen.

Ich stehe genau an der Stelle, die man mir zugewiesen hat. Ich spiele im Kostüm, das man mir zugedacht hat und ich halte mich genau an den vorgegebenen Text – aber ich spreche ihn so, wie ich ihn im Augenblick interpretieren will.

Interview: Meta Zweifel